Nur ein Falter...

Autor(en): **Danesch, Edeltraud**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **52 (1948-1949)**

Heft 16

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-670634

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Liebste

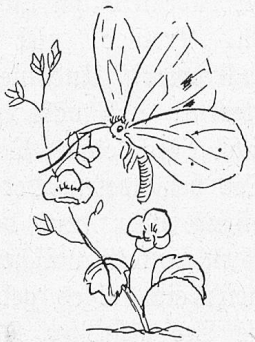
Zu jener ungestümen Zeit, da die Eidgenossen ein heißes Blut in sich hatten, das sie weit hinaustrieb auf Kriegsfahrten in andere Lande, kamen sie eines Tages auch vor das gutbewehrte, ummauerte Städtchen Blumenfeld im Schwabenland, das sie arg berannten, wußten sie doch, daß die Burg einen lang gesuchten Vogel beherbergte, den Freiherrn von Thengen, den sie gern einmal in die Hände bekommen und ein wenig gezaust hätten.

Die Bürger des Städtleins wehrten sich tapfer, aber gegen die kriegserprobte Uebermacht der Eidgenssen konnten sie nicht viel ausrichten und waren daher bald am Ende ihrer Kräfte. Um den Bürgern den Entscheid zur Uebergabe zu erleichtern und weil den Eidgenossen weniger an den Blumenfeldern als am Freiherrn gelegen war, den sie lebendigen Leibes zu erwischen hofften, gewährten sie den Bürgern freien Abzug, ja, sie durften dabei das Wertvollste und Liebste, sei es Schmuck oder sonst ein köstliches Kleinod, mitnehmen. Auch die Gemahlin des Burgherrn ließen sie wissen, daß auch sie dieses Vorrecht genießen und an Köstlichem forttragen dürfe, was sie nur zu tragen vermöchte.

Da glitt wieder ein hellerer Schein über die sorgenvollen Gesichter der Städter, sie durchsuchten Keller, Estrich und Wohnstube nach allen Kostbarkeiten und verließen dann durch das Tor, wo die Eidgenossen sich aufgestellt hatten und die Ausziehenden mit argwöhnischen Augen musterten, ihr altes liebes Heimatstädtchen.

Da rissen auf einmal die Eidgenossen ihre Augen vor Staunen ordentlich weit auf und machten im Augenblick recht verwunderte, dann aber auch erboste und grimmige Gesichter; denn zu guter Letzt kam auch die Freifrau von Thengen dahergeschritten und trug auf ihrem Rücken ihr kostbarstes, teuerstes und liebstes Gut — nichts anderes als ihren Mann, der halb ängstlich, halb verlegen lächelte, während die Freifrau gar keck und wohl auch verschmitzt die brummelnden Eidgenossen betrachtete und dann kühn weiterschritt. Sie hatte mit dem Verständnis der Eidgenossen gerechnet und wurde nun auch nicht enttäuscht. Die Mannen faßten sich, erinnerten sich ihrer Frauen zu Hause und lachten nun recht kräftig über die Weiberlist, freuten sich aber auch ehrlich über die Treue und Rechtschaffenheit dieser Schwabenfrau aus Blumenfeld und ließen sie mitsamt ihrem Mann unbehelligt des Weges ziehen.

Dino Larese



NUR EIN FALTER...

Schon ein paar Wochen war es Frühling. Vorbei war die Zeit der ersten zarten Kirschenblüte, wo die Felder ein schimmernd grüner Flaum bedeckte und die ersten Blumen ihre Glöckchen aus der noch winterlichen Erde zur Sonne schoben. Schon hatten die Bäume und Sträucher aus den damals schwellenden Knospen ihre Blättchen geschält. Sie waren noch nicht groß, aber sie genügten für ein feines Kleid, wie es die Bäume nur einmal im Jahre hatten. — Es war die hohe Zeit der Apfelblüte, wo der einst so scheue junge Frühling zum Beherrscher der Erde geworden war. Zum Beherrscher von allem, was da wächst und kriecht und fliegt.

Ueber den Wald, in dem Laubbäume im hellen Frühlingskleid neben noch dunklen Tannen und Fichten standen, flog eine Wildtaube. Mit gespreizten Flügeln strich sie in der Sonne, die ihr Gefieder silbrig-grau erscheinen ließ, über die Wipfel. Unter ihr lag der Wald mit seinem tausendfältigen Leben, über ihr zogen in dem weiten Blau bauschige, kleine Frühlingswölkchen dahin. Es war ein Tag, wie es selbst in diesem Frühling selten einen gegeben hatte. So voll Milde und doch Kraft, voll erwachten Lebens. — Und die Wildtaube flog über den Wald, knapp über den Bäumen. Auf einer hohen Fichte ließ sie sich nieder. Noch einige Flügelschläge, und sie saß ruhig auf einem der obersten Aeste. Unter ihr löste sich ein Zweiglein, ein ganz kleines, dürres nur. Der Wind mochte es einmal geknickt haben. Es fiel durch das Gewirr der Aeste auf den Waldboden. Doch nein, nicht ganz hinab. Auf einem kleinen Blatt der vielen Buchenschößlinge, die an dieser Stelle als Nachkommen der großen Buchen rundum wuchsen, kam es zu liegen. Und sein Auffallen löste in seiner neuen Umgebung ein leichtes Erschrecken aus. Auf dem Nachbarblatt war nämlich ein kleiner Falter gesessen. Kein seltener, nur einer, wie sie in jedem Frühling im Wald und auf den Wiesen oft zu finden sind. Er war in der Sonne gesessen, die durch das zarte Laubdach auf das Fleckchen mit den Buchenschößlingen fiel. Genießerisch, mit weit ausgebreiteten Flügeln. Die Sonne ließ die feinen Aederchen der braunen Flügel gut erkennen, und die hellbraunen und gelben Streifchen und Flecken hoben sich von der dunklen Grundfarbe im hellen Licht besonders ab. Das kleine Köpfchen mit den großen Augen und den hauchfeinen Fühlern war vor Behagen nahezu bewegungslos. Da kam plötzlich das kleine dürre Fichtenzweiglein, fiel auf das Nebenblatt, und voller Schreck flog er weg.

Aber er flog nicht weit, ein anderes Blatt derselben jungen Buchengruppe lud ihn zum Sonnen ein. Er setzte sich, krabbelte, tat die Flügel auseinander, wie um ihre Pracht zu zeigen, schloß sie, drehte sich ein paarmal, wie eine kleine eitle Tänzerin, die Bewunderung heischt. Dann hatte er die richtige Stellung gefunden und machte sich behaglich breit. Frühling, Sonne und Stille. Vielleicht auch nicht Stille, sondern Frieden, Ausgeglichenheit, denn ganz still kann es im Wald nicht sein. Ganz leise raunen die Bäume, es ist eine ständige Bewegung in ihnen. Oft hört man sie nicht, man spürt sie nur. Es ist das Leben, das in ihnen ist. In ihnen wie in uns das gleiche Leben — und doch ein ganz anderes. Ein Vöglein hüpft von Ast zu Ast, noch eines, andere singen, piepsen. Bienen summen, Käfer krabbeln, ganz leise, kaum zu hören. Kleine schwarze, braune und bunte Spinnen huschen oder springen über dürres Laub. Es raschelt, und man weiß erst nicht wieso, bis man die kleinen munteren Spinnlein entdeckt hat. Ein paar Nadeln fallen, ein Zweiglein löst sich wie vorhin. Oder ein kleiner brauner Falter mit hellbraunen und gelben Flecken fliegt.

Was hatte ihn jetzt von seinem Sonnenplätzchen vertrieben? Es war kein Zweiglein, war es ein Windhauch, war es eine Unruhe in ihm selbst? Im Zickzackflug flog er weg von den kleinen Buchen, zwischen den Bäumen fort. Aber nicht weiter, er kam wieder.

Neben den jungen Buchen war ein schmaler Waldsteig. Tannen- und Fichtennadeln lagen auf ihm und dürres Laub. Dorthin setzte er sich. Man konnte ihn fast nicht erkennen. Hell- und dunkelbraun war alles um ihn, wie er selbst. Behaglich genoß er die Sonne wie vorher. Nichts regte sich in seiner näheren Umgebung. Wie lange? — Einige Tannennadeln verschoben sich. Noch einmal. Und jetzt noch ein Stückchen Erde, das locker neben ihnen gelegen war, dazu. Der kleine, sonnenhungrige Falter merkte es nicht. Ein kleiner, glänzender Laufkäfer kam zwischen Nadeln und Erde zum Vorschein. Ein Augenblickchen lang, dann war er weg, und nur das Heben und Senken der obersten Schicht des schmalen Steigers zeigte den Weg an, den er einschlug. Es war alles ganz leise geschehen. Der kleine Schmetterling aber war längst schon weggeflogen.

Die jungen Grasspitzen, die er der Reihe nach versuchte, trugen ihn noch nicht, so tänzelte er über sie, über die Buchen und das Weglein, immer im Zickzack, einmal hin, einmal her. Einmal da, einmal dort rastend, ein kleinwinziges Weilchen nur, nicht einmal so lange, daß es zum

Flügelausbreiten langte, unruhig, ausgelassen. — Ein anderer Falter kam, genau so sah er aus, wie der erste. Sie flogen miteinander, übereinander, hintereinander, in der Sonne über Buchen, Gras und Waldsteig. Oft berührten sie sich. War es scheu, spielerisch, werbend? Dann flog er ganz plötzlich, wie er gekommen war, fort und ließ den ersten Falter allein zurück. Allein, wie er zuerst allein gewesen war. Im kurzen Schmetterlingsleben spielt sich das alles rasch ab. Bei uns Menschen dauert es wohl länger, bis einer den andern verläßt. Oder — kürzer? Es gleichen so viele Menschen den Faltern. Die Falter, Sonnenkinder eines Frühlings und Sommers, tun recht so, aber die Menschen? Es sind nur wenige, die einander nicht verlassen — Sonnenkinder?

Neben dem Stamm der Fichte, auf der sich die Wildtaube niedergelassen hatte, herrschte auf der Erde reges Leben und Treiben. Kleine schwarze Ameisen hatten dort ihren Wohnsitz, und man muß sagen, es war ein stattlicher Wohnsitz. Aus Nadeln und anderem, was der Wald ihnen bietet, bauten sie ihn in rastloser Arbeit auf. Sie bauten noch immer daran, obwohl er schon so hoch war, daß er einem Menschen bis an die Knie reichen mußte. Unzählige der kleinen, fleißigen Tierchen waren dabei, kleine Aststückchen, die viel länger waren als sie selbst, zu schleppen. Dort trug eine Ameise eines alleine, dort mühten sich zwei um eines. Viele liefen scheinbar regel- und zwecklos durcheinander. Aber es mußte wohl einen Sinn haben, denn in der Natur geschieht nie etwas ohne Sinn. Aber, was trieb wohl den kleinen Falter dazu, sich ausgerechnet in die Nähe der Ameisenburg zu setzen? Vielleicht war es die Tatsache, daß sie am Rande des Buchenplätzchens stand, vielleicht schien es ihm, daß dort die Sonne besonders warm zu fühlen wäre? Wie dem auch sei, er saß kaum einen Schritt vom Ameisenwohnsitz entfernt, zwischen zwei Hauptstraßen der Tierchen. Er begann sein altes Spiel. Flügelausbreiten zur Bewunderung, Zusammenklappen. So, und nun saß er breit da. Fast regungslos, nur die Fühler spielten ein wenig. Auf beiden Seiten neben ihm liefen eifrig die Ameisen. Zwei waren vom Weg abgekommen. Noch waren sie ein gutes Stück vom sich sonnenden Schmetterling entfernt. Auf Umwegen kamen sie ihm näher. Dann ... weg war der Falter. Es war gerade so, als wären alle drei gleich viel erschrocken. Der Schmetterling flog geradezu überstürzt weg, und die beiden Ameisen waren erstarrt. Aber sie erholten sich schnell, und auch den Falter hatte es wahrscheinlich nicht allzulange beeindruckt. So etwas passierte ihm nur zu oft. Bald nachher hatte er ein ähnliches Erlebnis mit einer Schillerfliege. Zuerst war sie eine Zeitlang ganz friedlich und mit ihrem schillernden Leib protzend, in seiner Nähe gesessen. Ist es da ein Wunder, wenn man erschrickt, wenn sie plötzlich zu krabbeln anfängt? Nachher aber fand der in seinem Behagen immer wieder gestörte Falter doch ein junges Buchenblatt, wo er länger verweilen konnte.

Ganz ruhig saß er da, ruhig und nichts ahnend. Fühlte er nicht, daß ganz in seiner Nähe ein Mensch stand? Ein Mensch, der doch der ärgste Feind ist von allem, was da wächst und kriecht und fliegt. Der Blumen ausreißt, Tierchen zertritt, den Vögeln ihre Eier stiehlt. Oder wußte der Falter, daß der Mensch nicht Feind ist, sondern nur Feind sein kann? Nein, der Falter wußte es nicht, denn wissen kann nur ein Mensch ... Aber er fühlte keine Feindseligkeit, der kleine Schmetterling, er merkte keine hastige Bewegung, die ihn stören könnte. Er merkte aber auch nicht, daß ihn der Mensch ansah. Nicht mit Besitzeraugen, sondern — mit Waldaugen. Oder merkte er es doch, der kleine Falter? Es waren wohl nur die Frühlingsblumen, die der Mensch in der Hand hielt und auf die sich der Schmetterling setzte. Er drehte sich so, daß die Sonne richtig auf ihn fiel, breitete die Flügel weit auseinander und hielt still. Und der Mensch schaute. Er sah die feinen Aederchen der Flügel, die helleren Flecken und Streifen. Das winzige Köpfchen mit den großen Augen und den Fühlern, die wie kleine Antennen aussahen. Er bewunderte den Körper mit den feinen, feinen Härchen und die langen, zierlichen Beinchen. Der Mensch hielt ganz still, wagte sich nicht zu bewegen und — war glücklich. Durch einen kleinen, braunen Falter, wie man viele jeden Frühling und Sommer sehen kann.

Edeltraud Danesch